

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 213.

Sonntag, 12. September.

1915.

(14. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

Roman von Anny von Panhuf.

(Nachdruck verboten.)

Gertrud versuchte mit gutlichem Zureden Magda von dem jungen Offizier zu lösen. Es gelang ihr nicht. Nun wurde sie heftig und schalt sie eine Narrin, die ihre Kunst aufgab, um eine Gutsbesitzerin zu werden. Sie, die in wenigen Jahren mit ihrem Können eine erste Berühmtheit werden mußte, wollte sich irgendwo auf dem Lande vergraben.

„Und der „lange Mensch“ meint noch wonders, was er dir für eine Ehre antut, daß er dich überhaupt heiratet!“ sagte sie.

Nein, das meinte Hans sicher nicht, dazu hätte er sie viel zu lieb, antwortete Magda. Doch manchmal fiel ihr ein, daß Hans anfangs ja gar nicht an eine Heirat gedacht. Es kränkte sie immer noch.

Täglich fast erschien Hans in dem kleinen Badeort, der Dienst war vor dem Manöver nicht besonders stramm. Ritterlich und zuvorkommend benahm er sich und gewaltlos dämpfte er seine heiße, überquellende Zärtlichkeit, nicht einen Moment vergaß er, in Magda die zukünftige Trägerin seines Namens zu sehen. Der Ruf seiner Gattin mußte rein und fleckenlos sein, doppelt mußte er sich in acht nehmen, er durfte sich nichts zu vergeben haben, und außerdem: Gertrud hielt Wacht! Wenn Magda und Hans zusammen saßen, war Gertrud immer anwesend. Langsam begann sie, wenigstens nach außen hin, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, aber im geheimen lag ihr Groll auf der Lanze und wartete darauf, loszubrechen.

Hans redete die ernste Frau oft mit „lieber Anstandsmauban“ an, das ärgerte sie, aber sie würgte es hinunter und rächte sich auf andere Art. Sie ließ gelegentlich einfließen, welche bedeutende Karriere Magda vor sich gehabt, wenn es das Unglück nicht gewollt, daß er ihren Weg gekreuzt.

Eines Tages überraschte Hans seine Mutter, ohne sich vorher anzumelden, um mit ihr über Magda zu reden und ihr zugleich sein Vorhaben mitzuteilen, den blauen Rock jetzt auszuziehen. Hans hatte etwas Besonderes auf dem Herzen, das erkannte die Gräfin sofort. Ein wenig bestürzt war sie doch, als sie erfuhr, um was es sich handelte. Sie fragte nach der Familie Mandas.

Der Vater besitze eines der ersten Berliner Hotels und sei sehr reich.

So, so. Ja, dann glaube sie an den guten Ruf der Dame, denn arme Schauspielerinnen hätten wohl fast alle Fährnisse zu bestehen. Immerhin müsse man Erkundigungen einziehen, für alle Fälle. Wenn die zur Zufriedenheit ausfielen, wolle sie seinem Glück nicht im Wege stehen. Sie hatte ihren großen Jungen viel zu lieb, um ihm unnötige Schwierigkeiten zu machen.

Die Erkundigungen wurden mit Hilfe eines bekannten Auskunftsbureaus eingezogen. Sie waren glänzend. Magda Bergen wäre eine sehr talentierte, schöne Schauspielerin, die niemals irgendwelchen Herrenverkehr gehabt, es gäbe nichts Kompromittierendes in ihrer Vergangenheit. Ihre Gage und der Zuschuß

ihrer reichen Vaters setzten sie in den Stand, ihr Leben und ihre eleganten Toiletten selbst zu bestreiten. Eine ältere Schwester sei zur Gesellschafterin bei ihr.

Hans schrieb sein Abschiedsgesuch, da er sich der Verwaltung seines Gutes widmen wolle. Es wurde ihm gewährt. Nun brachte er Magda zu seiner Mutter. In einem schlichten, aber eleganten grauen Jackenkleid trat sie über die Schwelle von Budenbach. Die Gräfin empfing sie freundlich. Die entzückende Annuit der Schauspielerin überbrückte den Rest von Vorurteil, der noch in der alten Aristokratin geblieben. „Seien Sie mir willkommen, Magda“, sie küßte sie auf die Stirne und Magda beugte sich tief über die Hand der gütigen Frau. Ihr Glück war grenzenlos.

Dann begleitete Hans die Schwestern nach Thüringen, wo sich deren Eltern in der Sommerfrische aufhielten, und Herr Bergen, der frühere Portier, gab sofort seine Erlaubnis zu Magdas Ehe mit dem Grafen Budenbach. Daß er Herrenreiter war, fand er „großartig, ganz vorzüglich“. Da konnte man sich doch ordentlich über Rennen unterhalten und seine Tipps konnte der eizem geben. Er klopfte dem gräßlichen Schwiegerohn öfter als gerade nötig fortdial auf die Schulter und nannte Magda zärtlich „Kleine Gräfin“.

Im Oktober feierte man den Hochzeitstag fest. Was Friedel sagen würde, wenn sie seine Verlobungsanzeige erhielt. Ach, dem „Frosch“ war das wohl sehr gleichgültig.

Dem „Frosch“ war das aber nichts weniger als gleichgültig. Die Hand, die das Wittenpapier mit der Verlobungsanzeige hielt, das ihr die Mutter stumm über den Tisch schob, zitterte nicht und ihre Stimme, mit der sie burschlos aufrief: „Hans ist verrückt“, verriet nichts von der Aufregung, die sie durchstobte, doch die tothassen Wangen Friedels gaben der Mutter zu denken. Aber Friedels Benehmen zerstreute bald jede Besorgnis; so unterhaltend und vergnügt wie an diesem Tage war Friedel lange nicht gewesen.

Gräfin Sorhagen vermochte ihre Schwester nicht zu begreifen. Ein Budenbach heiratet eine Komödiantin! Kaum auszudenken war das, und ihr Glückwunsch fiel sehr kühl aus. Auch Friedel schrieb ein Billettchen. Direkt an den Bräutigam. Und Hans ärgerte sich darüber. Daß er seiner einstigen Braut so gleichgültig gewesen, mußte ihn erbittern.

Sie schrieb:

Lieber Hans!

Da Du ja gottlos nur wieder mein Vetter bist, gratuliere ich Dir. Es freut mich, daß Du so schnell Erfas gefunden, doch beneide ich Deine Braut nicht. Ich bin froh, daß unsere langweilige Brautzeit einen Schluß fand. Es grüßt Dich

Friedel.

Eigentlich eine Frechheit von ihr. Eine burschlos Frau ist entsetzlich, stellte Hans fest und verbannte jeden Gedanken an Friedel Sorhagen. Sie ging ihn ja nichts mehr an.

„Du darfst natürlich nicht mehr auftreten“, sagte Hans einmal zu Magda, „da nun die Verlobung offiziell ist.“

„Warum? Bis zum Herbst kann ich doch noch spielen“, lächelte sie.

„Unter keiner Bedingung. Meine Frau darf sich nicht zur Schau stellen.“

„Zur Schau stellen. Ich trete doch nicht im Panoptikum auf“, sie lächelte noch immer.

„Nun viel Unterschied kann ich dabei nicht finden“, gab er etwas gereizt zur Antwort.

„Verzeih, aber da muß ich dir widersprechen, und dann, es tut mir weh, dich so nichtachtend über meinen Beruf reden zu hören.“

„Ach, Magda, wir wollen doch darüber nicht streiten, das ist doch gleichgültig; in dem Augenblick, wo du meine Braut wirst, hastest du mit dem Theater nichts mehr zu schaffen.“

„Ich habe noch nicht um meine Entlassung gebeten und da jetzt nach den Ferien verschiedene Aufführungen bevorstehen, die ohne mich nicht möglich sind — es müßte doch erst Ersatz für mich geschaffen werden — da muß ich wenigstens noch vierzehn Tage meine Pflicht tun“, erklärte sie. „Ich werde sofort in diesem Sinne an den Direktor schreiben und hoffe, sobald als möglich die Entlassung bewilligt zu erhalten.“

Sein braunes Gesicht sah wie kühle, glatte Bronze aus. „Daß doch solche Witz. Magda. Du spielst einfach nicht mehr. Im schlimmsten Falle kommt man von so 'nem Kontrakt durch die Konventionalstrafe los, ich habe mal etwas gehört.“

Der alte Bergen pflichtete ihm bei und lachte: „Meine kleine Gräfin kann nicht mehr jedem Beliebigen was vormimen.“

„Es gibt verschiedene Gräfinnen, die jedem Beliebigen was vormimen.“ Magda wurde erregt, ihr Vater, der so eitel auf ihr Talent und Vorwärtkommen gewesen, stellte sich auf den Standpunkt des Grafen.

„Ach, Kinderchen, nur nicht zanken, das hebt euch bis nach der Hochzeit auf“, lachte Bergen.

Magda Bergen trat nicht mehr auf. Papa Bergen zahlte die Konventionalstrafe freiwillig. Nun siedelte Magda zu den Eltern nach Berlin über, vorher löste sie noch ihre Frankfurter Verbindlichkeiten.

Frau Großmann war sehr traurig, ihre beste Mieterin zu verlieren, und dann schwärmte sie von dem Grafen und was Magda doch für ein großes Glück mache. „Ein stattlicher, schöner Mann“, begeisterte sie sich, „so ungefähr stelle ich mir vor, müßte mein Junge heute aussehen. Leider starb er zu früh.“ Das Gütchen des gelähmten Gatten ließ sie davon absehen, sich weiter das eventuelle Aussehen ihres Sohnes ausmalen.

„Werden Sie nun gar nicht mehr auftreten?“ fragte die kleine Frau neugierig.

„Nein!“ Kurz fast schroff entfuhr es Magda.

„Das ist aber schade, die Frankfurter werden traurig darüber sein. Und nicht mal einen Abschiedsabend gibt es?“ kam die nächste Frage.

Wieder das schroffe „Nein“. Mistönend war die sonst so klare, weiche Stimme.

Nein, sie durfte keinen Abschied von ihrem Publikum nehmen. Hans wünschte es nicht. Sang und Klanglos verschwand sie von der Stätte ihrer Triumphe. Eine andere würde nach ihr kommen und sie und ihre Rollen vergessen machen, schnell vergessen, da sie undankbar von einem so lieben beifallsfreundigen Publikum geschieden. Ohne Abschied. Das war der bitterste Wermutstropfen, der in Magda Bergens Liebesbecher fiel und ihr den Trank nicht mehr so rein wie vordem munden ließ.

Bei den Eltern in Berlin fühlte Magda sich wenig wohl. Der Vater mit seiner ewigen Anrede „kleine Gräfin“ machte sie nervös. War es denn gar so ein schwebelndes Glück, „Gräfin“ zu werden? Sie heiratete ihren Hans, das war ja etwas Wunderbares, aber sie hätte sich in den schlanken, braunen Mann ebenfalls

Sals über Kopf verliebt, wenn er irgend einen schlichten Alltagsnamen getragen, dessen war sie sicher. Und wog denn ihre Kunst nicht auch schwer? Warf sie denn nichts, rein gar nichts in die Waagschale? Die Jahre ersten Strebens, wogen die nicht und rechnete es nicht, daß sie endgültig den Brettern, die ihr so lieb gewesen, Lebewohl gesagt, für immer? Wenn Hans ahnte, mit welcher heißer Sehnsucht ihr Denken zurückslug. Jede Rolle, in der sie vor dem Publikum gestanden, stieg wieder vor ihr auf und sie hörte im Geiste Hände klatschen und sie verneigte sich dankend. Wieder und wieder las sie die Kritiken durch, die von ihrem Können, ihrem Talent sprachen. Ein Blatt war darunter, das legte, in dem ihr Name erwähnt wurde. Nur wenige Worte.

„Wie wir hören, ist Fräulein Magda Bergen aus dem Verband des Karl-Theaters ausgeschieden, sie tritt nicht mehr auf. Fräulein Bergen hat sich mit dem bekannten Herrenreiter, Leutnant Graf Budenbach verlobt und heiratet demnächst.“

Weiter nichts. Kritik und Publikum vergaßen ihr den undankbaren Abschied nicht.

Gertrud fand die Schwester einmal, die Augen voller Tränen über diese Notiz gebeugt. Da übermannte sie das Mitleid. Sie schloß die Jüngere in die Arme und flüsterte: „Armes, armes Ding, ich glaube, das Opfer, das du gebracht, ist größer als deine Liebe.“

Stetig schüttelte Magda den Kopf: „Ich habe Hans über alles lieb!“ Inbrünstig sagte sie das.

„Rein Magda, das bildest du dir ein. Schön und sieghaft ist er in dein Leben getreten, der erste, der dir Herz und Sinne in Aufruhr brachte, darum mußtest du ihm verfallen. Du mußtest, das Schicksal bestimmte es so. Aber deine Kunst, die durstest du nicht so überstürzt als Fahnenflüchtige verlassen. Das durstest du nicht.“ Sie zog die Schwester neben sich auf das Sofa. „Du mußtest kämpfen um deine Kunst, Magda, kämpfen bis aufs äußerste. Du warst doch keine kleine Durchschnittsschauspielerin, an der keine Bühne und kein Publikum verliert. Deine Kunst gab der Bühne und gab dem Publikum und du gehörtest ihnen. Deshalb konntest du Forderungen stellen. Hans mußte ~~du~~ darin entgegenkommen, ein Kompromiß mit dir schließen, und wenn du auch seine Frau wirst, dürfte er dich nicht veranlassen, von den Brettern Abschied zu nehmen. Das heißt“, unterbrach sie sich, „selbst den Abschied verbot er dir.“ Sie streichelte zärtlich der Schwester Wange.

„Und darin hättest du dich nicht fügen dürfen, das wird dir die strahlendsten Erinnerungen deiner Theaterstage verdunkeln.“

„Gertrud, quäle mich nicht so entsetzlich, ich fühle, daß du recht hast, empfinde ich doch, was du gesagt, täglich, stündlich.“

„Wie ich ihn hasse, der dir den Weg zur Höhe abschneidet“, murmelte Gertrud.

„Still, bitte still. Ich habe ihn lieb, das muß mir helfen, alle törichten Gedanken zu verschleichen.“ Magda lächelte schon wieder.

Hans Budenbach besuchte seine Braut oft in Berlin und berichtete, mit welchem Fleiß er sich landwirtschaftlichen Studien hingabe.

Inspektor Vöder stand ihm treu zur Seite und hatte Freude an dem gelehrigen Schüler. „Nun ist auch meine Trainierbahn fertig“, verkündete er einmal Magda als erstes, sie holte ihn wie immer, wenn er kam, vom Anhalter Bahnhof ab.

Magda sagte ein paar Worte, weil sie wußte, es machte ihm Vergnügen, bei ihr Verständnis zu finden. Doch hatte sie ihre Worte schlecht gewählt, er merkte ihre versteckte Gleichgültigkeit. Fritzel hätte sicher mehr Interesse für die Trainierbahn bezogen, schloß es ihm durch den Kopf, doch Magdas lockende Schönheit zwang den Ärger nieder, der sich in ihm regte. Magdas Schönheit mußte überhaupt vielen Ärger in ihm niederzwingen, denn die verflucht reservierten Glückwünsche seiner Kameraden zu seiner Verlobung glichen genau gesehen eher Kondolationen als Glückwünschen.

Glückliche Tage.

Von Dr. Alfred Mayer (Wiesbaden, z. B. im Felde).

In der Halle des Schlosses von S. . . , an den Säulen des Raums, lagen, als wir vorbeimarschierten, zu Hunderten alte, halbzerstörte Briefe; darunter fand ich einen, datiert aus B. . . . am 28. Februar 1802, in dem die Worte standen:

„Mit lebhaftem Vergnügen werde ich mich stets des fröhlichen Abends erinnern, an welchem Ew. Hochgeb., die Gräfin von B. und Ew. Hochgeborene Gräfin Tochter die Güte hatten, durch Ihre glücklichen musikalischen Talente die Gesellschaft aufs angenehmste zu unterhalten.“

Ein alter polnischer Verwalter stand dabei und jammerte und das Schloß glich einer Lagerstätte von altem Gerümpel. Die Glaschränke waren zerbrochen, altes Porzellan in großen und kleinen Scherben lag auf dem Parkett umher, der Flügel — ein wundervoller Bechstein — stand zerschlagen in einem kleinen Boudoir mit hohen Spiegelscheiben, und in einer Stube, auf einem zerrissenen Kissen, das vielleicht gerade „Ew. Hochgeborene Gräfin Tochter“ darstellte, lag ein großer, wunderschöner Jagdhund, der uns mittrauisch ansah. Damit aber kein Zweifel bleiben konnte, wer die Täter waren, standen an einer Wand mit großen angelenkten Buchstaben die Worte:

„Die deutschen Soldaten ist Schwein.“

Und dennoch lebte in dieser Zerstörung die Lust glücklicher Tage, der Rasenplatz vor dem Tor sprach von Windspielen, von Tees, von Gassen und guten Gesprächen, der Flügel in dem Zimmer mit den Spiegelscheiben sang Chopin und die verlassene Bibliothek mit den zerrissenen Wänden ließ an Winterabende in der großen Halle denken bei guten Büchern und bei klugen Gesprächen. Wird Napoleon sich krönen lassen, werden die Engländer nachgeben? In diesem damals äußersten Gipfel Preussisch-Polens mögen solche Fragen viel und ernst verhandelt worden sein.

Die schönen Tage von S. . . sind für immer vorbei, seit russische Hände hier gehaust haben, das Schloß ist entweiht, das Lied ist aus.

Drüben über dem Fluß, kaum 1 Kilometer, waren die uneinnehmbaren russischen Stellungen, geschützt durch Sumpf und Wald, durch Verhaue und steil abfallende Höhen. Es war die Stellung, von der jahrelang gesprochen wurde, als dem letzten Bollwerk, dessen Widerstand nie zu brechen sei. Ein Druck von Norden — und der Russe ließ es fallen — ohne Sturm, ohne Beschießung, ohne Blutvergießen ist es heute in unserer Hand.

Nun liegen wir vor der Stadt B. . . , in einem kleinen Gut; mein erster Blick morgens ist in den Garten, in dem die Dahlien blühen wie zu Hause, wir sitzen auf der Bank unter dem Kastanienbaum und der alte Flügel, von dem ein paar Saiten gesprungen sind, spielt Mazurkas und allerhand polnische Musik durch das Haus. Zwar sind die Schubläden und Schränke zerbrochen, die Fenster des Treibhauses zerschlagen, eine kleine Briefmarkensammlung auseinandergerissen, aber das Haus steht und in ein paar Stunden haben unsere Burschen wieder Ordnung und Sauberkeit hineingebracht. Nun lacht und brodelt es in der Küche, die Spinnweben an den Wänden sind verschwunden und die alte Dame, die uns mit Schreden empfing, kommt aus dem Erstaunen nicht heraus. Ob sie es uns aber nicht doch übel genommen hat, daß wir den Töpfen mit den Papierrosen den Ehrenplatz im Salon nicht gelassen haben, sondern sie samt dem verstaubten rosa Lampenschirm in den Hausflur verbannt haben?

Auch hier waren glückliche Tage. Aber die beiden Söhne dieses Hauses stehen im Feld, Gott weiß wo. Der eine als Kapitän, der andere als Kriegsfreiwilliger. Ihre Stuben sind von ihren eigenen Kameraden zerbrochen und verwüstet worden.

In den Gärten am Wege blühen die Sonnenblumen, ranken sich die Kürbisse, stehen die biden Rohrköpfe. Hinter den Fenstern schauen neugierige Gesichter auf die fremden Barbaren und drüben hinter den Urwäldern steigen allmählich die Feuersäulen zum Himmel, von denen jede die Erinnerung an die glücklichen Tage von Litauen mit sich entführt und den Jammer und die Not zurückläßt, die uns wochenlang in den unendlichen Zügen heimatlos Gewordener entgegen-traten. . . .

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wiedereroberung des Schützengrabens. Der Soldat Georgi aus Wiskau, Amtsh. Zwickau, von der 11. Kompagnie R. Sächs. Infanterie-Regiments Nr. 184, hat sich bei der Wiedereroberung eines Teiles des Schützengrabens, den zu besetzen dem Gegner gelungen war, ein besonderes Verdienst erworben. Georgi hatte in einem der durch die feindliche Beschießung gebildeten Trichter Deckung genommen und befand sich dort in einer günstigen Lage, um die in den Graben eingedrungenen Feinde mit Handgranaten zu bewerkeln. Mit größter Unerblichkeit schleuderte er eine Handgranate nach der anderen mit dem Erfolge, daß der eingedrungene Feind bald vernichtet war, und der Graben wieder von den eigenen Leuten besetzt werden konnte. Georgi erhielt darauf den Befehl, dem Bataillonskommandeur die Meldung zu überbringen, daß der Graben wieder genommen sei. Kriechend gelang es ihm, seinen gefährlichen Auftrag auszuführen. Auf dem Rückwege zum Schützengraben sammelte er im schwersten Artilleriefeuer herumliegende Handgranaten und Patronen und brachte sie mit vor. Für seine tapfere Tat wurde Georgi, der seit Anfang des Krieges im Felde steht, mit der bronzenen Friedrich-August-Medaille belohnt.

Ercle Kameradschaft. Ein Beispiel von Mut und nachahmenswerter Tapferkeit gab der Kriegsfreiwillige Walter Stedehahn aus Braunschweig von der 9. Kompagnie des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 78. Am 28. Februar besetzte der Feind den Graben der Kompagnie wieder mit schwerer Artilleriefeuer. Eine Granate schlug in einen Unterstand ein und begrub einen Kameraden unter Balken und Erde. Bis zum Hals steckte der arme Mann drin und konnte sich nicht rühren. Auf seinen Hilferuf hörte niemand, denn die Granaten schlugen rechts und links neben der Unglücksstelle ein. In der nächsten Feuerpause fanden sich sofort Hilfsbereite, die aber ihre Arbeit aufgeben mußten, als die Granaten wieder neben dem Verschlütteten einschlugen. Als Stedehahn die Leute ihre Rettungsarbeit aufgeben sah, ergriff er einen Spaten, eilte dem Verschlütteten zu Hilfe und begann, ihn in fieberhafter Eile auszugraben. Nicht vor und neben ihm schlugen die feindlichen Geschosse ein, aber unermüdlich grub er weiter. Schließlich ermutigte sein Beispiel auch die übrigen Kameraden, sie kamen herbei, halfen mit, und nach harter Arbeit war der Kamerad endlich befreit. Da er nicht gehen konnte, nahm Stedehahn ihn auf seine Schultern und schleppte ihn einen Kilometer weit zurück ins Lager.

Ein Kriegslied Beethovens gegen Italien. Noch fehlt den Österreichern in ihrem Kampf gegen die Italiener ein modernes Kriegslied, das so vollständig wäre wie der Märsch-Marsch. Eine glückliche Idee hat nun der Jenaer Verleger Eugen Diederichs gehabt, indem er seinen „Jenaer Kriegsliederarten“, die das neue Soldatenlied pflegen sollen, ein von Beethoven verfaßtes und komponiertes Kriegslied aus dem Jahre 1797 mitteilt. Der Text des Liedes ist leicht geändert, und in dieser neuen Fassung wäre es, getragen von der wunderbaren Melodie des Meisters, wohl geeignet, das Kriegslied der Österreicher gegen Italien zu werden. Es lautet folgendermaßen:

Ein großes deutsches Volk sind wir,
Sind mächtig und gerecht,
Ihr Welschen, das bezweifelt ihr?
Ihr Welschen kennt uns schlecht.
Wir schlagen mutig drein,
Wieviel auch eurer sein.

Mit Piken, Säbren und Geschöß
Gilt klein und groß herbei!
Fürs Vaterland! Stimmt klein und groß,
Stimmt an das Feldgeschrei!
Wir stehen unverwandt
Für Haus und Hof und Land.

Wir streiten nicht für Ruhm und Gold,
Nur für des Friedens Glück!
Wir lehren arm an fremdem Gold
Zu unserm Heer zurück.
Gerecht ist unser Krieg,
Uns, uns gehört der Sieg!

Schach

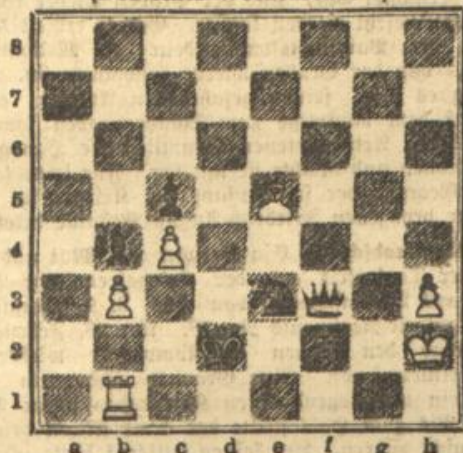
Alle die Schachbegeisternden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maidaner in der Marktstrasse.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 12. September 1915.

Aufgaben.

Nr. 365. Dr. A. Höeg in Horsens.
Dem Andenken Karl Kockelkorns gewidmet.
(Deutsches Wochenschach.)



Matt in 3 Zügen.

Nr. 366. O. Dehler.
(Fränk. Volksblatt.)

Weiß: Kh2, De8, Lh5, Bd2 e5 e7.
Schwarz: Kh6, La2, Bh7. Matt in 3 Zügen.

Nr. 367. N. N.-Wiesbaden. „Eine Kleinigkeit.“

Weiß: Kh6, Th5, Ld5 h2, Bg5. —
Schwarz: Kf5, Bd6, d7 h3 h4. Matt in 3 Zügen.

Partie 142. (Karo-Kann.)

Gespielt im New-Yorker Meisterturnier 1915.

Weiß: Eduard Lasker.

Schwarz: O. Schajes.

- | | | | |
|------------|--------|------------|---------------------------|
| 1. e2—e4 | c7—c6 | 21. Tf1—c1 | Kb8—b7 |
| 2. d2—d4 | d7—d5 | 22. Tc1—c2 | Sd7—b8 |
| 3. e4—e5 | Lc8—f5 | 23. a2—a3 | Sb8—a6? |
| 4. Lf1—d3 | Lf5×d3 | 24. Lf2—e1 | Le7—b4 |
| 5. Dd1×d3 | e7—e6 | 25. c4×d5 | Lb4×c1 |
| 6. Sg1—e2 | Sb8—d7 | 26. d5×c6 | Kb7—c5 |
| 7. 0—0 | Sg8—e7 | 27. Ta1×e1 | Sa6—b8 |
| 8. c2—c3 | Dd8—b6 | 28. d4—d5 | Da5×d5 |
| 9. f2—f4 | g7—g6 | 29. Te1—d1 | Dd5×b3 |
| 10. Sb1—d2 | h7—h5 | 30. Td1—d3 | Db3—a4 |
| 11. b2—b3 | Se7—f5 | 31. De2—d2 | Kc7—c8 |
| 12. Se2—g3 | Lf8—e7 | 32. Td3—d7 | Da4×a3 |
| 13. Sg3×f5 | g6×f5 | 33. Sg5×e6 | Tg7×g2? |
| 14. Sd2—f3 | 0—0—0? | 34. Dd2×g2 | Da3—c3 |
| 15. h2—h4 | Th8—g8 | 35. Kgl—f1 | Sb8×d7 |
| 16. Sf3—g5 | Tg8—g7 | 36. c6×d7 | Kc8—b8 |
| 17. Dd3—e2 | Td8—h8 | 37. Tc2—c8 | Aufge- |
| 18. Lc1—e3 | Kc8—b8 | | geben, |
| 19. Le2—f2 | Db6—a5 | | denn auf 37... T×e8 folgt |
| 20. c3—c4 | b7—b6? | 38. Da8 | †lll nebst 39. d×c7. |

1) Schwarz erhält ein eingeengtes Spiel, weil er den befreienden Zug c6—c5 unterläßt. — 2) Schwarz hoffte nach 13. S×f5, g×f auf Angriff in der g-Linie. Es kommt aber anders. — 3) Hier sollte zunächst h5—h4 geschehen. — 4) Der entscheidende Fehler. Aber Schwarz hatte bereits ein schwieriges Spiel. — 5) Da ist nichts mehr zu machen. Auf 33... f×e folgt 34. T×g7 mit der Drohung 35. c7 (34... Td8?; 35. D×d8†l).

Auflösungen.

Nr. 362 (2 Züge). 1. Sf2.
Nr. 363 (3 Züge). 1. Df3, L×f3 2. Td6; 1... Lf7 2. T×f7; 1... 2. Dh5+.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., Wdw. und R. St. in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Rechenaufgabe.

Zwei Reiteroffiziere unterhalten sich in einer müßigen Stunde, wie sie auch im Kriegsquartier bisweilen vorkommt, über die beiden von dem einen Offizier eben eingekauften Pferde. Wie teuer? fragte der andere. Nun, meinte sein Freund, du bist ein guter Rechner, also sollst du den Preis selbst berechnen. Ich habe gleich auch zwei Sättel mit dazu gekauft, einen für 150 Mark und einen einfacheren für 20 Mk. Lege ich den teureren Sattel auf das eine Pferd, den billigen auf das zweite, so kostet dieses 60 Mark weniger als das erste, beide Pferde mit den Sätteln gerechnet. Tausche ich aber die Sättel um, kostet das zweite Pferd ein Drittel mehr als das erste, auch hier mit Einberechnung der Sättel. Wieviel kostet nun jedes Pferd ohne Sattel?

Buchstabenrätsel.

Ueber die feindliche Stellung am Fluß
Schwebte das Rätselwort.
Streichst du ein Zeichen, nennt es dir
Auch den Fluß sofort.

Kapselrätsel.

Indien, Ida, Stand, Blitz, Tee, Donner, Gesinde, Hund, Stern, Müdigkeit, Pflicht, Reim, Herz, Zarin, Agent, Devonshire, Knie, Wunder, Klaus, Genauigkeit.

Es ist ein die italienische Kriegführung kennzeichnender Satz zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Anagramm.

Man suche 9 Wörter von der Bedeutung unter a. Von jedem Wort ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Wort zu bilden von der Bedeutung unter b. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b bezeichnen einen Ort, wo sich die Italiener im jetzigen Krieg schon mehrere böse Schlappen geholt haben.

- | a | b |
|------------------------|---------------------------|
| 1. Teil der Zeichnung | — Religionsbekenner. |
| 2. Sunda-Insel | — König im Märchen |
| 3. Truppengattung | — Stimmungsausdruck. |
| 4. Windrichtung | — Pflanzenteil. |
| 5. Teil des Feldes | — Land in Asien. |
| 6. Baum heißer Länder | — Beleuchtungsgegenstand. |
| 7. Befestigungsmittel | — Fanggerät. |
| 8. Nachkomme | — Blume. |
| 9. Schmachhafte Fische | — Körperteil. |

Auflösungen der Rätsel in Nr. 413.

Bilderrätsel: Armeelieferant. — Schloßrätsel: Italien, Sonnino. — Anagramm: Litanei, Italien. — Quadraträtsel: Reif, Elbe, Ibis, Fest. — Charade: Kriegsandacht. (Krieg, Sand, acht.) — Pyramide: A, au, lau, Luna, Laune, Ulanen.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 19.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Die drei Schwestern

Mit Benutzung eines Sagenstoffes aus Tirol von Ilse-Dore Canner.

(Schluß.)

In großes Wehklagen hub alsdann an über die Gebrechen der Schwestern und Ludmilla und Sieglinde baten den alten Zauberer inständig, daß er sie davon befreie.

Der Alte rieb sich fichernd die Hände: „Hi, hi, meine Engelchen, meine feinen Täubchen, das Schicksal hat nun einmal gewollt, daß ihr irgendein Gebrechen haben sollt, ganz dagegen an kann selbst der weise Querulus nicht. Hihih! Da aber jede von euch sagt, daß das Leiden, das sie habe, just das allerschwerste und allertraurigste von der Welt für sie wäre, so will ich euch wohl davon erlösen und hoffe, daß ihr dann glücklicher und zufriedener sein werdet.“

Er stand auf, holte von einem Wandbrett ein kleines, goldenes Tiegelschen, hing es über den Herd und fing an, aus allerlei wohlriechenden Hölzern ein Feuerlein darunter zu machen. Dann nahm er eine große Glasflasche von einem der Regale herunter und goß eine blaue Flüssigkeit in den Kessel. Aus einem Steintopf nahm er hierauf gelbes Pulver und schüttete es hinzu, und allsogleich entstieg ein dichter, grüner Dampf dem Kessel. Nun forderte er zuerst durch Zeichen Ludmilla, die Taube, auf, daß sie ihm ihren Arm reiche. Mit einem kleinen goldenen Messer rißte er etwas die weiße Haut und ließ sieben Bluttröpflein in den Kessel fallen, worauf sich die brodelnde Flüssigkeit sofort beruhigte und ganz sanft und glatt wurde. Mit einem dünnen, schwarzen Stab beschrieb Querulus allerlei geheimnisvolle Zeichen in der Luft und murmelte unverständliche Worte dazu, während die Schwestern atemlos warteten. Nach einer Weile nahm er das Kesselschen vom Feuer, goß die jetzt smaragdgrüne Flüssigkeit in ein Kristallfläschchen und gab dieses Ludmilla. Dann füllte er das Kesselschen von neuem, und diesesmal kam Bianka an die Reihe und mußte sieben Blutstropfen hergeben, und endlich Sieglinde.

Als jede der drei Schwestern das Fläschchen mit dem Zaubermittel hatte, sagte Querulus: „Wenn ihr morgen abend daheim angekommen seid, so trinkt, ehe ihr euch schlafen legt, den Inhalt des Fläschchens aus, und ihr werdet dann sehen, daß euer Wunsch erfüllt ist. Jetzt begeht euch hier in dieses Nebengemach und nehmt vorlieb mit dem einfachen Nachtlager, das ich euch bieten kann.“ Und er schlug einen Vorhang zurück und wies auf ein einfaches Streulager, das aber mit blendend weißem Linnen überdeckt war.

Todmüde, wie die drei Edelfräuleins waren, fielen sie bald darauf nieder und schliefen traumlos bis zum nächsten Morgen.

Unter vielen Danksaugungen verabschiedeten sie sich dann von Querulus, nachdem sie ihm auch alle Kostbarkeiten gegeben hatten, die sie ihm mitgebracht. „Hihih!

hab' eure Wünsche erfüllt, aber ob ihr nun zufrieden sein werdet, weiß ich nicht“, sagte er fichernd, sich die Hände reibend, und dann half er ihnen, über die Strickleiter wieder hinunter auf den Fußweg zu gelangen.

So schnell als möglich wanderten die drei Schwestern nach Hause zurück und zeigten daheim beglückt der alten Urfa die Fläschchen mit dem Zaubermittel. Sie konnten kaum die Zeit erwarten, bis es Abend war und sie den Tranke schlürfen durften.

Er schmeckte so gallbitter, daß sie entsetzt die Gesichter verzogen, aber kaum hatten sie den letzten Tropfen über die Lippen gebracht, da sanken sie in tiefen Schlummer.

Ludmilla, die Taube, die gewöhnt war, bis tief in den Tag hinein zu schlafen, da sie kein Lärm störte, erwachte schon, als der Tag kaum graute, denn sie hörte draußen auf dem Hof ein Geräusch, das sie furchtbar und erschreckend dünkte: Kikiriki — Kikiriki — rief der Hahn. Sie wollte erschreckt ihre Schwestern rufen und sie fragen, was das sei, da merkte sie, daß sie nicht mehr sprechen konnte: sie war stumm geworden. Und da ließ sie auch schon ein anderer Ton erschreckt zusammenfahren: ihres Vaters Jagdhund bellte, und dann fing das Gesinde an aufzustehen, laute Stimmen ließen sich auf dem Hofe hören, Türen wurden geworfen, Pferde wieherten, und zitternd vor dem ungewohnten Spektakel, der ihr den Kopf zu sprengen drohte, barg Ludmilla sich unter ihrer Decke und steckte die Finger in die Ohren, damit sie nur nichts höre, und dann fing sie bitterlich an zu weinen darüber, daß sie den Schwestern nun nicht einmal ihr Leid klagen könne.

Bianka, die Stumme, wachte von dem Schluchzen auf und richtete sich auf ihrem Lager in die Höhe — aber was war das? Es war ja noch ganz dunkel, ganz dunkel im Zimmer! „Sieglinde!“ rief sie laut und wunderte sich, daß sie nun wirklich sprechen konnte, „bist du's, die da weint?“

Aber niemand antwortete.

Da tappte Bianka sich zum Fenster und schlug die Läden zurück, aber es blieb alles dunkel wie zuvor.

Aber da ertönte Sieglindes Stimme aus ihrem Bett: „O, wie schrecklich blendet mich die Sonne, wie tun mir meine Augen weh!“

Da wußte Bianka, daß sie nun zwar sprechen konnte, aber dafür ihr Augenlicht verloren hatte, und sie setzte sich auf den Rand des Bettes und schluchzte herzerbrechend.

Sieglinde aber schrie plötzlich laut auf vor Entsetzen, denn die Tür tat sich auf, und herein trat eine alte Heze, begleitet von einem zottigen Ungeheuer, und als dieses gar auf sie zukam und mit mächtiger, roter Junge ihre

Hand lecken wollte, da klammerte sie sich bebend an Ludmilla fest, denn sie dachte nichts anderes, als es wollte sie freissen. „Aber das bin ich ja, die alte Urfa, und Tren, dein Hund“, sagte das alte Weib, aber Sieglinde verstand kein Wort davon: sie war taub geworden.

Auf Schritt und Tritt wartete jetzt Enttäuschung und Kummer auf die Schwestern und sie wurden nicht einen Augenblick der Wirkung des Zaubermittels froh. Ludmilla entsetzte sich immer von neuem vor jedem Geräusch, und der Kopf tat ihr weh, und dabei war es ihr eine große Pein, nicht mehr reden zu können, was sie dachte und wünschte, denn sie hatte früher sehr gerne geplappert. Schließlich verklebte sie sich die Ohren mit Watte und Wachs, denn der Lärm ringsum dünkte ihr unerträglich. Bianka benutzte die ihr geschenkte Stimme nur, um zu wehklagen und zu schelten, daß sie jetzt viel, viel unglücklicher sei als vordem, und wenn sie die liebe Sonne, die herzigen Vöglein nicht mehr sehen könne, so wolle sie lieber gleich tot und begraben sein.

Am schlimmsten fast aber ging es Sieglinde. Sie, deren Gehör so fein gewesen war, daß sie das Wachsen des Grajes hörte, deren liebster Zeitvertreib es gewesen, dem Zwitschern der Vöglein zu lauschen, die verstanden hatte, was für schöne Geschichten sich die Bäume zuraunten, und was Haß und Reh und Füchselein sich erzählten, was die Schwalben zwitscherten, wenn sie ihr Nest bauten, und die Störche klappernd von ihrer Reise berichteten, und die darum viel mehr wußte als andere Menschen: sie war jetzt stottau. Dafür aber sah sie auf Schritt und Tritt Dinge, die sie erschreckten, und die Welt erschien ihr viel, viel weniger schön, als sie sich in ihrer früheren Blindheit vorgestellt. Sie begriff nicht mehr, wie sie es sich hatte so sehr wünschen können, zu sehen. Es war doch viel, viel schöner, sich alles so auszumalen, wie man es am liebsten haben wollte, um nicht enttäuscht werden zu können.

Und alle drei Schwestern weinten sich an diesem Abend und an den folgenden in den Schlaf. Am Tage aber klagten sie sich selbst an, daß sie so töricht unzufrieden und undankbar gewesen, schalteten auf die alte Urfa, daß sie ihnen geraten, zu Querulus zu gehen, auf Querulus, daß er sie betrogen, und waren überhaupt mit sich und der ganzen Welt unzufrieden. Und schließlich konnten sie es nicht mehr aushalten, sie kramten alles an Kostbarkeiten zusammen, was sie noch besaßen, banden sich wieder ihre grauen Mäntel um und machten sich nochmals auf den Weg zum alten Querulus.

Als der die drei Schwestern wieder bittend vor sich stehen sah, rieb er sich schadensfroh fichernd die Hände: „Hihihi, hab' ich mir ja gleich gedacht. Aber umsonst mach' ich mir nicht noch einmal die Arbeit.“

Da zeigten ihm die Edelfräuleins die Kostbarkeiten, die sie mitgebracht: „Es ist alles, was wir haben.“

„Wenig genug“, brummte der Alte, „aber ich werde einmal Gnade vor Recht ergehen lassen.“ Und wieder braute er einer jeden den Zauberspruch wie das erstemal, nur daß er jetzt blutrot aussah, und wieder befahl er ihnen, das Mittel am Abend, ehe sie sich niederlegten, einzunehmen, und mit vielen Dankesworten zogen sie heimwärts.

Als die drei am nächsten Morgen erwachten, war die Freude groß: Ludmilla war wieder taub, Bianka stumm und Sieglinde blind, und weinend vor Glück, daß sie ihre alten Gebrechen wiederhatten, sanken sie sich in die Arme und fühlten sich wie neugeboren.

Ludmilla ging wieder unbehelligt von Lärm und erschreckenden Lauten durch Haus, Hof und Wald, Bianka sah wieder mit hellen Augen um sich und machte sich gar nichts daraus, daß sie nicht sprechen konnte, und Sieglinde war glückselig, daß sie wieder die Tiere, Blumen und Bäume belauschen konnte und sich die Welt so ausmalen konnte, wie sie wollte, und sie gab sich Mühe, möglichst schnell all das Schreckhafte und Häßliche, das sie gesehen, zu vergessen.

Nun kommt aber das Wunderbarste. Nach kaum einem Monat kamen drei Ritter nach Schloß Kühlberg geritten. Davon war der Älteste schön und gut gewachsen und klug, aber er stotterte so erbärmlich, daß ihn bisher

alle Edelfräuleins ausgelacht hatten, wenn er sie gefragt: „H — ho — ho — hol — hold — se — se — ligstes — fr — fr — fräulein, w — w — wollt — Ihr — m — mei — meine — f — — — Frau — w — — — we — werden?“

Auch Bianka und Sieglinde hatten Mühe, ernst zu bleiben, wenn er mit ihnen sprach, nur Ludmilla, die ja doch nicht hören konnte, was er sagte, lachte ihn nicht aus, und er gefiel ihr so gut, daß sie einwilligte, seine Frau zu werden.

Auch der zweite Ritter war gut und klug, aber leider war er stottau, und Bianka war die einzige, mit der er sich unterhalten konnte, denn sie verständigten sich durch Zeichen, und das gefiel ihnen beiden so gut, daß sie beschloßen, ebenfalls ein Paar zu werden.

Der Allerbeste und Allerklügste von den dreien, der noch dazu wunderschön die Laute spielen und singen konnte, war der dritte Ritter, aber leider hatte er einen großen Höcker und war überhaupt häßlich wie die Nacht. In Sieglindens Herz aber, die sein abschreckendes Äußeres nicht sehen konnte, sang und spielte er sich hinein, und so kam es, daß alle drei Edelfräulein einen Ehegemahl fanden und glücklich und zufrieden lebten bis an ihr Ende.



Aus dem Leben Hindenburgs.

Im Jahre 1849 — Paul war noch nicht zwei Jahre alt — wurde das Kind von Posen nach Neudeck zum Großvater, dem Generalarzt Schwidart, gebracht. Der Großvater war ein großer hagerer Mann, offenbar sehr tüchtig in seinem Beruf. 1813 hatte er in der Schlacht bei Kulm das Eisene Kreuz am Kombattantenbande erhalten, weil er als Arzt eine Kompagnie geführt hatte, nachdem alle Offiziere gefallen waren. Doch bald starb der Großvater.

Am 24. August 1849 wurde in Posen, wie in dem lesenswerten Büchlein „Paul von Hindenburg“ (Schuster u. Koeffler, Berlin) von dem Bruder Bernhard v. Hindenburg erzählt wird, dem kleinen Paul ein Brüderchen geschenkt, das den Namen Otto erhielt. Das Geschrei des Brüderchens störte den 2jährigen Paul gar sehr. „Dieses ewige Kindergeschrei!“ klagte er zuweilen, was sich gewiß sehr drollig anhörte.

In Posen steht jetzt noch ein Teil des Gartens, der seinerzeit den Urgroßeltern Mönlich gehörte. Unter den Bäumen dieses Gartens, die zum Teil noch erhalten sind, hat Generalfeldmarschall von Hindenburg einst als 4jähriger Knabe gespielt. Könnten sie erzählen, diese Bäume! Was alles würden sie aus den ersten Kinderjahren des jetzt so berühmten, weltbekannten Armeeführers berichten können? Der damals wohl 80jährige Gärtner dieses Grundstücks hat dem kleinen Paul, der offenbar schon als Kind Interesse für militärische Dinge zeigte, u. a. erzählt, daß er noch unter Friedrich dem Großen 14 Tage als kleiner Trommeljunge gedient habe.

Sein 4. bis 7. Lebensjahr verlebte Paul in Pinne, wo die Eltern von einer Frau Rappard, Besitzerin des Gutes Pinne, ein kleines Haus an der Dorfstraße gemietet hatten. Das Haus hatte einen kleinen Garten und einen Obstgarten, den der Dorfbach abschloß. Hier spielten die Knaben Paul und Otto glücklich und hier machte auch die am 19. Dezember 1851 geborene Schwester ihre ersten Gehversuche. Das Haus diente später als Krankenhaus und ging alsdann in den Besitz des Sattlermeisters und Stadtverordneten Seimert über. Am 10. Dezember 1914 besuchte Hindenburg die Stadt Pinne, deren Ehrenbürger er inzwischen geworden. Nach längerem Verweilen in der Stadt kehrte der Feldmarschall bei Sattlermeister Seimert ein, besichtigte dort ganz eingehend das ihm wohlbekannte Haus und hielt sich lange in dessen Garten auf, wo er sich jedes einzelnen Birnbäumchen mit Lächeln erinnerte, auf dem er „als Knabe sich die Hosen zerrissen habe“. Der Sattlermeister unterrichtete von dem Dorfomnis seinen in Straßburg angestellten Sohn, der sich zu Hause von jeher als eifriger Amateurphotograph betätigte. Das veranlaßte den jungen Mann, von einer sehr guten Aufnahme seines väterlichen Anwesens einen Abzug anzufertigen und diesen eingerahmt dem Feldmarschall ins Hauptquartier zu senden.

Schon als 6jähriger Knabe schrieb Paul zu Weihnachten ein Briefchen an seinen Großvater in Neudeck, dem er eine kleine Zeichnung beifügte. Die ersten Schularbeiten mußten ihm aber recht sauer geworden sein, vor allem das Rechnen. Der, der später so gut rechnen konnte, zum mindesten sehr gute Berechnungen anstellte, gab sich als Kind gar nicht gern mit Zahlen

ab. Auch das später geübte Klavierspielen lag ihm nicht; viel besser stand es mit dem Malen, auch reimte Paul von Hindenburg später zuweilen.

Paul mochte wohl im 8. Jahre stehen, als der Vater mit dem Regiment nach Glogau versetzt wurde. Hier ließ er sich Kirchstraße (damals Topfstraße) Nr. 70 nieder. Mancherlei Jugendspielerien wurden hier ausgeführt. Das dicke hölzerne Treppengeländer diente zum Herunterrutschen, im Dachstübchen wurden die auf Stroh liegenden Äpfel gekostet, beim gegenüber befindlichen Bäder wurden ab und zu für drei Pfennig „Pimperusschen“ gekauft. Sonntags kam zuweilen ein Schüler zu Besuch, der ein zahmes Eichläzchen auf der Schulter trug. Und oft bettelte Paul die Großmutter Schwidart, die nach dem Tode ihres Gatten bei den Eltern in Glogau wohnte: „Erzähl' uns etwas vom Kriege!“ Da wurde dann das Fußbänkchen herbeigeschleppt und Großmutter begann von den alten Zeiten zu sprechen, zum Beispiel von der französischen Einquartierung anno 1806. Paul, der schon als 10jähriger Kadett für das Soldatenleben Feuer und Flamme war und gern neben Vaters Kompagnie herlief, hatte eine wahre Leidenschaft für Erzählungen aus kriegerischem Erleben. War aber Jahrmarkt, so gab's bei den Hindenburg'schen Kindern großes Hallo; jedes bekam seinen Silbergrofchen (12 Pfennig). Einmal brachte Paul seiner Großmutter für 6 Pfennig Pomeranzenschale mit, weil Großmutter diese so gerne aß, dann kaufte er für seinen Bruder 2 Schokoladenzigarren für einen Dreier und fürs Schwesterchen einen ebenso teuren Gummiball. Er selbst hatte nichts davon. Aber Freude machte es doch, solche Überraschungen nach Hause zu bringen.

Als Paul von Hindenburg 13 Jahre alt war, besuchte er „zum erstenmal als Kadett“ das Gut Neudeck, das er ja schon kannte. In Graudenz angekommen, fand Paul, daß die Post schon fort war; kurz entschlossen schwang er sich auf einen Getreidewagen, der nach Neudeck fuhr, und freute sich im stillen, so gut und billig seine Reise fortsetzen zu können. Unterwegs wurde Halt gemacht. Die Knechte des Wagens legten dem Kadett nahe, etwas zu spendieren. Es wurde genügend Weißbrot gekauft. Als aber dann der Kadett seiner Großmutter Rechnung ablegte, stellte es sich heraus, daß er mit der Getreidefuhrte teurer gefahren war als mit der Extrapost. Neudeck machte einen altertümlichen Eindruck. Das altmodisch geformte Dach sah zwischen hohen Pappeln und Buschwerk hervor; wilde Rosen wuchsen im Garten, Flieder und Jasmin zwischendrein. Unter schattigen Linden ließ sich an heißen Tagen gut wandeln. Dem Gutsgarten schloß sich ein Waldgarten an, der durch tiefe Schluchten in den freien Wald führte, wo zuweilen ein Reh am Wandersmann vorüberhuschte. Hiet auf dem schönen Stückchen Erde konnte sich der Kadett so recht nach Herzenslust tummeln und seinen stillen Gedanken nachhängen.

Am 3. Dezember 1860 stellte der 13jährige Kadett einen Weihnachtswunschzettel auf, der folgende Gegenstände nannte:

1. Ein Tuschkasten.
2. Messer.
3. Buch (Schmöker). Womöglich der Waldläufer oder Pfadfinder.
4. Großes Notes. (Das übrige überlasse ich Eurer Güte.) Album? — ? — ?

Ja, ein Album! Dies war das höchste der Gefühle, ein kaum auszudenkender Wunsch. Nur ein bescheidener Knabe konnte aber so viele Fragezeichen dahinter stellen, gleichsam, als wollte er damit sagen: Ich wünsche mir das nun freiwillig sehr; ihr nehmt mir's doch nicht übel? Aber . . . ihr erfüllt mir doch auch den Wunsch?

Welche Freude für den jungen, schmuken Kadett, konnte dann die Anstalt der strengen Disziplin verlassen werden, um die Weihnachtsfeiertage im Kreise der Eltern und Geschwister zu verleben! Der Christbaum mit seinem Naschwerk wurde natürlich tüchtig mitgenommen, doch war es Grundsatz, daß die beiden Brüder je einen Bonbon im Koffer ließen, der dann im Kadettenhause auf die Kleiderkammer abgegeben wurde. Das war hernach zu Opfern eine Freude, wenn beim Feiertagsurlaub der Weihnachtsbonbon im Koffer gefunden wurde.

Die größte Freude bereiteten natürlich die Ferien. Damals ging es noch bis Liegnitz im Wagen. Fragte am Stadtor der Einnehmer: „Haben Sie im Wagen etwas zu versteuern?“, so antwortete darauf der Kutscher: „Kadetten, sonst nichts Steuerbares.“

Im Jahre 1863 nahm Pauls Vater als Major den Abschied und zog nach Neudeck, wo kurz zuvor, am 18. Februar, Pauls Großmutter heimgegangen war. Paul selbst verließ im April die Kadettenanstalt zu Wahlstatt und kam nach Berlin in die Hauptkadettenanstalt auf der Neuen Friedrichstraße. Mancher Brief, der heimgesandt wurde, schloß mit den Worten: „Es trommelt gleich“ — das heißt, es mußte notgedrungen ein kurzes Ende gemacht werden. Zum Zubettgehen wurde nämlich in

der Kadettenanstalt jeden Abend pünktlich $\frac{3}{4}$ 9 Uhr getrommelt, worauf die Kadetten aus den Stuben auf den Korridor treten mußten und die ganze Kompagnie in den Schlafsaal marschierte. 1865 wurde er in die Selektia versetzt, eine Auszeichnung, durch die er in der Armee die Fähnrichszeit ersparte. Die Selektaner tragen das Portepée, sind die Stubenältesten und Unteroffiziere der Kadetten. Als dann das Kriegsjahr 1866 kam, erhielt er gleich seinen Kameraden Examenurlaub und konnte in der Heimat seine Einberufung abwarten.

In manchem hatte er sich sehr geändert. So zum Beispiel war Paul, der Schuljunge, gleich dem jungen Bismarck plauderhaft, während der zum Manne gereifte Paul von Hindenburg durch seine Schweigsamkeit bekannt ist. Eine ernste Denknatur, nannten ihn Kameraden der Kriegsakademie schon den „konzentrierten Molke“. Anspruchsvolle Lebensgewohnheiten besaß er nie. Er rauchte selten, spielte nicht Karte und trank sehr wenig. Hervorgewachsen aus einem starken Persönlichkeitsdrange, gehörte er nicht zu jenen bedauernswerten Menschen, die sein Bruder Bernhard in folgenden Worten treffend kennzeichnet: „Die werden in der Peripherie ihres Ichs herumgeschleudert, manche von ihnen verzehren sich in dem Streben nach der Mitte und können sie doch nicht erreichen; eine grausame Zentrifugalkraft tritt immer wieder dazwischen. Viele aber fühlen nichts von ihrem Zweck, sie haben vielleicht kaum einen anderen als den, zu sein.“

Max Schneckenburger,

der Dichter der „Wacht am Rhein“.

In der begeisterten Stimmung, in der jetzt die alten schlichten Vaterlandslieder, u. a. auch „Die Wacht am Rhein“, so oft gesungen werden, wollen wir es nicht unterlassen, auch dem Dichter dieses Liedes, Max Schneckenburger, einige Zeilen zu widmen.



Max Schneckenburger erblickte am 17. Februar 1819 zu Thalheim in Württemberg das Licht der Welt. Nach vollendeter Schulbildung lernte er Drogist, wo er zunächst als Lehrling, dann als Gehilfe in einem Drogengeschäft in Bern tätig war. Seit 1839 beteiligte er sich als Teilhaber der Eisengießerei Schnoll & Schneckenburger zu Burgdorf bei Bern, hier starb er auch im Jahre 1851. Seine Leiche wurde 1886 von Burgdorf nach seinem Heimatorte überführt.

Seine „Wacht am Rhein“ entstand im Frühjahr 1840, als Thiers um die Rheingrenze einen Krieg ins Werk setzen wollte. Das Lied blieb lange unbeachtet und erlangte erst im Sommer 1870 bei Beginn des Deutsch-Französischen Krieges seine volle Bedeutung. Der Musikdirektor Karl Wilhelm, der am 5. September 1815 in Schmalkalden geboren wurde, war der Vertoner dieses Liedes. Sein so bekannt gewordenes Lied hatte er am 11. Juli 1854 vor König Wilhelm von 100 Sängern vorführen lassen dürfen, der ihm dann auch den Titel eines Preussischen Musikdirektors verlieh. Schneckenburger selbst erlebte den Ruhm seines Gedichtes nicht mehr.

Ein leuchtender See.

Auf der Insel New Providence, in der Nähe des Städtchens Nassau, dem englischen Regierungssitz, befindet sich ein kleiner See, der als „Feuersee“ bezeichnet wird. Seinen Namen hat er davon, daß er in dunkler Nacht, wenn sein Wasser in Bewegung gerät oder wenn ein Boot seine Furchen zieht, helles Phosphoreszenzlicht ausstrahlt. Die Ursache dieses Leuchtens sind Mikroorganismen derselben Art, die auch das in südlichen Meeren oft zu beobachtende Meeresleuchten verursachen. Der genannte Feuersee steht mit dem Meere durch einen etwa 500 m langen Kanal in direkter Verbindung, und die Leuchtorganismen des Meeres konnten sich deshalb auch in dem Binnensee ansiedeln. Die physikalisch-chemischen Ursachen für die Lichtemission der Leuchtorganismen sind noch nicht genügend erforscht, selbst das bei Leuchtstäben, z. B. dem Johanniswürmchen und den besonders in Brasilien vorkommenden Leucht-Schmetterlingen längst bekannte Leuchten ist ein noch gänzlich ungeklärtes Phänomen. Nur so viel ist durch die Forscherarbeit in den letzten Jahren festgestellt worden, daß zur Lichterzeugung bei den Leuchtorganismen sich eine fast vollständige Umsetzung der aufgewandten Energie in Licht vollzieht und daß im Gegensatz zu allen anderen künstlichen Lichtquellen nur eine minimale Wärmestrahlung stattfindet. Die Leuchtorganismen sind also im Stande, ein außerordentlich viel ökonomischeres Licht zu erzeugen, als wir Menschen es mit Gasglühlicht, elektrischem Licht und selbst mit unseren Bogenlampen vermögen.

Ein königlicher Vorläufer Gutenbergs in Korea.

Die neuesten Erforschungen der koreanischen Geschichte haben das sehr interessante Resultat gezeitigt, daß Gutenberg im fernen Osten Asiens einen königlichen Vorgänger hatte, der schon ein halbes Jahrhundert früher — die Erfindung des Typendruckes ist in Deutschland um 1450 angesetzt — den Druck mit beweglichen Metallettern erfand und durch ein Dekret allgemein einführt. Der Druck ganzer Seiten von gestochenen Holzplatten war bekanntlich schon längst in China und den Ländern mit chinesischer Kultur (Japan, Korea) bekannt — das berühmteste Erzeugnis dieser Pressen ist der Druck des buddhistischen Religionsbuches „Tripitaka“ in ca. 1500 Bänden unter Kaiser Song-tjong (982—997), von dem sich ein Exemplar in der kaiserlichen Bibliothek zu Tokio befindet — aber der Fortschritt zu beweglichen und sogleich aus Metall gegossenen Lettern ist die ur-eigene Erfindung des koreanischen Imperators Chai-tjong, der von 1400—1419 regierte. Nach den Forschungen des Paters Andreas Eckard zu Seoul, die er im neuesten Heft des „Geist des Ostens“ abschließt, erließ der offenbar geistig hoch bedeutende Kaiser im dritten Jahre seiner Regierung folgende, im 242. Kapitel der großen koreanischen Enzyklopädie „Mun hun hi to“ aufbewahrte Proklamation: „Für die Regierung des Landes sind Bücher unbedingt von großem Vorteil. Unser Ostreich liegt außerhalb des Meeres, und nur selten gelangen Bücher aus dem Reich der Mitte zu uns; die Holzplatten aber nützen sich leicht ab, und es ist schwer, für alle Bücher

unter dem Himmel Holzplatten zu schneiden. Darum ist es Unser Wille und Gesetz, daß man aus Kupfer Lettern verfertigt und jegliches Buch drucke, damit auf diese Weise die literarische Kenntnis möglichst weite Verbreitung finde zum unermesslichen Nutzen aller. Wir wollen aber nicht, daß dem Volke hierfür eigene Steuern auferlegt werden, und geben darum das Geld hierzu aus Unserem Schatze. . .“ Da fing man an, erzählt der interessante Bericht weiter, Lettern zu verfertigen, und innerhalb weniger Monate waren einige hunderttausend Buchstaben fertig. Der große und berühmte Literat Kaon-Kun feierte diese Erfindung in einer Lobsschrift. Von diesem ersten Guss sind noch viele Tausende Lettern vorhanden; eine Serie von 20 Stück wurde durch Vermittlung des deutschen Konsuls Dr. Krüger in Seoul dem deutschen Schriftmuseum zu Leipzig überwiesen. Von der Kompliziertheit dieser Druckschrift macht man sich einen Begriff, wenn man weiß, daß die chinesisch-koreanische Schrift eine Wort- oder Silbenschrift ist, die mehrere tausend Charaktere umfaßt; es war deshalb eine zweite Kulturart von großer Tragweite, daß der Nachfolger Chai-tjong, König Setjong, zur Vereinfachung des Druckes eine eigene koreanische Buchstabschrift erdachte. Aber die Glanzzeit dieser koreanischen Kultur ging schnell zu Ende, und so erfuhr das Abendland erst ein halbes Jahrtausend später die geniale Erfindung des königlichen Rivalen und Vorgängers Gutenbergs im geheimnisvollen „Land der Morgenröte“.



Das Einfangen von Schmetterlingen.

Auf allen möglichen Gebieten des Lebens hat die moderne Technik in ihrem Siegeszuge Eroberungen gemacht. Nur mit dem Einfangen von Schmetterlingen ist's noch dieselbe umständliche Geschichte wie vor hundert Jahren: Man nimmt ein Netz, jagt hinter dem Tier wie wahnsinnig her und sucht es in einem glücklichen Augenblick durch Zudecken mit dem Flornetz (Gazeneß) zu fangen. Aber auch in dieser Beschäftigung sollte endlich einmal Wandel geschafft werden, soweit es sich nicht um ein Kinderspiel handelt. Das lange Nachlaufen hinter dem Falter ist sehr ermüdend und das Zuschlagen mit dem Netz eine zu unsichere Sache; hat man das Tier glücklich gefangen, so ist es auch noch oft irgendwie beschädigt. Diese Art, den Schmetterling zu fangen, ist also zeitraubend, mühevoll und dabei ziemlich riskant. Riskant besonders in dem Falle, wo es sich um wirklich wertvolle ausländische Exemplare handelt, zum Beispiel um „Celestus“, den im Werte von 35 Mark stehenden gemeinen Falter von Kiautschau, den „Sierraleonefalter“ von Kamerun, dessen Weibchen mit einem Hundertmarktschein aufgewogen wird, oder um noch viel wertvollere Exemplare. Ich habe mich oft mit

dem Gedanken beschäftigt, ob es nicht möglich wäre, die bisherige unpraktische und geradezu lächerliche Fangart durch eine geeignetere abzulösen. Nach reiflicher Überlegung habe ich folgende Idee ausgebaut: Eine Art Blumenspritze wird mit irgend einer betäubenden Flüssigkeit, sagen wir Schwefeläther, gefüllt. Mit dieser Spritze wird dem vorbeifliegenden Schmetterling auf den Leib gerückt. Ein Strahl, und der Falter sinkt betäubt aus der Luft nieder, sodaß man nichts zu tun hätte, als das Tier mit einem Pappteller aufzufangen. Natürlich hätte der Strahl nicht in einem Wasserstrahl, sondern in der feinen Dunstwolke eines Zerstäubers zu bestehen. Seine Länge müßte zum mindesten zwei Meter betragen. Auch wäre es sehr vorteilhaft, wenn diese „Schmetterlingspritze“ automatisch wirkte, indem beim Ausziehen des Griffes aus einem anhängenden Behälter der Äther in das Spritzeninnere dringen würde. Noch geeigneter, weil rascher wirkend, wäre vielleicht eine „Schmetterlingspistole“, die statt einer Kugel einen narkotisierenden Dampf absendet, der sofort den Schmetterling betäubt und in tadelloser Verfassung niedergelassen läßt. Das einzige Bedenkliche an dieser Fangart könnte nur der Umstand sein, daß die Gewalt des hervorschießenden Dunstes das Tier eine Strecke mit fortreißen würde. — Wer wäre geneigt, diesen Vorschlägen näherzutreten und diese reiflich erwogenen Ideen eines ganz bedeutend vereinfachten Schmetterlingsfanges in die Praxis zu überführen? O. P.

Der geheimnisvolle Papierring.

Wir schneiden uns einen Papierstreifen von etwa 20 cm Länge und 2 cm Breite zurecht. Auf der einen Seite ziehen wir alsdann eine gestrichelte Mittellinie, auf der andern eine punktierte. Nun kleben wir die beiden Enden aufeinander, wobei wir dem Streifen eine spiralförmige Drehung geben, so daß also die gestrichelte Linie zur Fortsetzung der punktierten wird. Was wird jetzt geschehen, wenn wir mit der Schere den Streifen, entlang der Mittellinie, durchschneiden? Unsere Leser mögen einmal den einfachen Versuch machen, er wird ihnen eine kleine Überraschung und viel Spaß bereiten, besonders wenn sie die Längshalbierung der Einzelstreifen noch weiter fortsetzen.

Eine Scherzfrage.

Wieviel geben zusammen ein Hindenburg und ein Schutzmann? Antwort: 9, denn Hindenburg = 1, ein Schutzmann gibt acht, also zusammen 9. Wieviel aber geben zwei Hindenburg und 2 Schutleute zusammen? Antwort: Nur acht, denn zwei Hindenburgs gibts nicht, also = 0, dazu zwei Schutleute geben acht, also zusammen nur acht.

Rätselfragen.

Wer schmilzt nur bei großer Kälte?
Welches ist das reinlichste Tier?

Auflösung des Rätsels aus der vorigen Nummer:

Wildbad.